Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 126 (1847)

Artikel: Vermischte Bruchstücke aus der Tagesgeschichte, und Anderes,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-372547

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vermischte Bruchstücke ans der Tagesgeschichte, und Anderes, belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Der Bär als reeller Mann.

Eines Tages fam eine Menagerie in R. an. Sie hatte fich in ber benachbarten Stadt nur sehr kurze Zeit aufgehalten; dieser Umstand fiel etwas auf. Ein magerer Berr begab sich zu bem Besitzer und sagte: Mein Berr, Gie erlauben schon, ein paar Worte mit Ihrem Eisbaren unter vier Augen zu reden. Der Menageriebesitzer lachte; der magere herr aber wurde sehr ernsthaft, zeigte ein Papier vor, näherte sich dem Räsig und begehrte, daß man ihn öffne. Der Käfig wird aufgeschlossen; der magere herr tritt herein, mir nichts, bir nichts. Der Besitzer gittert, sein Anecht gittert; auch ber Eisbar gittert, aber vor Born über die Recheit. Der Eisbär recht sich empor und steugen. Der magern Herrn, ohne ein Wort zu verlieren, gegenüber auf, so daß dero Stirnen sich fast berühren. Indeß waren Leute hinzugekommen; Alles vereinigte sich, zu zit= tern. Den Besitzer durchfuhr es plöglich; er nahm an, es sei ber magere herr irgend ein einem Irrenhause Entsprungener; die Leute standen ebenfalls wie versteinert da. Was soll bas sein? "Was soll das sein?" rief der magere herr entrustet ben Baren an, und padte ihn an ter Schnauge. Der Bar aber nahm diese Vertraulichkeit etwas übel, hob die Tape und schlug dem Zudringlichen den But vom Ropfe. Dieser Empfang entrustete ben magern herrn sebr. Er zog ein Papier aus der Tasche, hielt es bem Baren ins Gesicht und fagte voll Zorn: "Kerl, du bist ent= larvt; herunter mit der Mastel" Bei diesen Worten erhob ber sogenannte Rerl ein bon= nerndes Gebrüll, daß der magere herr stutte. Der Bar pacte seine Perrude und sieng an, mit feinem Gast Ernst zu machen, als der Direktor und sein Diener mittelft ihrer Gifenstangen den dicken Kerl und den magern Herrn auseinander brachten. Letterer mar ziemlich arg zugerichtet; fo ein Jahrchen hatte er mit

ber Kur zu thun. Der Fall war nämlich dieser: Der magere Herr war ein Gläubiger. Sein ärgster Schuldner war verschwunden. Da ershält der Magere ein Schreiben des Inhalts, sein Schuldner schmuggle sich in der Tracht eines Eisbären aus dem Lande. Für einen wirklichen Vorfall ist das fein schlechtes histörchen. Gläubiger haben Feinde. Einer der Leptern hatte dem magern Herrn diesen Streich gespielt.

Etwas über Obstbaumzucht.

(Aus ben Berhandlungen ber appenz. gemeinnüßigen Gefellschaft.) [Fortsepung.]

III. Ginige Regeln über das Veredeln ber Bänme und ihre Behandlung nach dem felben.

Da man hier zu Lande, bemerkt der Ver= fasser, Liebhaber ist, viele hochstämmige Bäume zu veredeln, so fühle ich mich veranlaßt, zu bemerfen, daß die Mefte naber am Stamm abgenommen werden sollten, besonders wo man in die Rinde zweigt. Anders verhält es sich da, wo es in den Spalt geschieht, denn da müssen die Docken etwas bunner sein. Ich meines Orts wurde übrigens einen hochstäm= migen Baum nie in den Spalt, fondern ledig= lich auf dicke Docken in die Rinde veredeln. In diesem Falle ist der Baum sicher vor dem Dockenbrande; denn je weiter aufwärts die Aleste abgenommen werden, desto mehr Brand entsteht einwärts an dem Baum. Ueber die verschiedenen Arten der Beredlung, als: über das Offulieren, Kopulieren und Zweigen in bie Rinde und in den Spalt, gebe ich hier feine Beschreibung, weil dieses als allgemein befannt vorausgesett werden darf. Nur er= laube ich mir, beiläufig noch zu bemerken, daß alles Steinobst in den Spalt gezweigt werden muß; denn in die Rinde geht es nicht, weil fie zu bunn ift. Den veredelten Baumen muß ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet werden, weil sich im zweiten und britten Jahre

nach ber Veredlung bei ungeschickter Behand= lung häufig ber Brand einstellt. Biele haben die Gewohnheit, die aus den schlafenden 2111= gen sich zeigenden Schößlinge, sobald sie zum Worschein kommen, abzustreifen, wodurch aber ein solches Saftübermaß eintreten kann, daß der Baum durch den frampshaften Zustand, in den er verset wird, in Brand gerath, ferbt und endlich verdorrt. Auch das ist also ein Migbrauch, den man verhüten follte. Den Sommer über sollte man den gepfropften Baumen alle Auswüchse stehen lassen und solche erst im Berbst entfernen; es sei benn, daß derselben gar zu viele seien, in welchem Falle die des ersten Triebes mit Vortheil entfernt werden mögen. Erft bann befommen die aufgesetzten Pfropfreiser die nöthige Kraft, den Saftgang an sich zu ziehen. Was hier vom ersten Jahre gesagt ist, gilt in seinem ganzen Umfange auch im zweiten. Sehr viele neugepfropfie Bäume sind deßwegen zu Grunde gegangen, daß man sie fort und fort aller neu sich zeigenden Auswüchse beraubt hat.

IV. Der Pfahloder das Anpfählen der Baume.

Das scheinbar gleichgültige Verfahren beim Setzen des Baumsteckens oder des Pfahls ift von Wichtigfeit. Bereits alle Pfähle stehen den Bäumen zu nahe und werden ihm deßhalb gefährlich. Der Pfahl wirkt, durch die bestän= Dige Reibung, welche er auf den Baum aus= übt, immerdar brennend und schädlich auf Wurzel und Stamm. Wer sich von dem Ge= fagten durch eigene Anschauung überzeugen will, wird finden, daß von zehn Bäumen ge= wiß immer sieben zwischen dem Pfahl und Stamm beschädigt und brandig aussehen. Bei naffer Witterung lös't sich bann bas burre Holz auf, wird schleimarisg und wirkt auflösfend auch auf die gesunden Theile des jungen Baumes. Ist der Pfahl, was hie und da ans getroffen wird, überdieß unbeschnitten, so ist der Schaden noch größer. Einerseits ist die Reibung zwischen dem Pfahl und dem Stamm größer, andrerseits häufen sich unter der fich ablösenden Rinde die Insekten an und für den to eben berührten zersetzenden Brei ist mehr Stoff vorhanden. So viel über die allzugroße Nähe des Pfahls. Schaden richtet er aber

auch in der Krone an, wenn er hoch über dieselbe emporragt. Man wird selten einen Baum finden, dessen Krone nicht an vielen Stellen verlett wäre durch Reibungen aller Art, so, daß oft der gefährliche Krebsschaden daraus entsteht. Es ist daher sehr zu empfehlen, die Pfähle nicht höher als bis an die Krone reis chen zu lassen. Dadurch wird dem lebel nicht nur Einhalt gethan, sondern der Baum ge= winnt sichtbar an freudigerm Wachsthum. Man wird uns zwar einwenden: der Wind könnte auf diese Art leicht die Krone abwerfen; als lein das ist selten der Fall und, falls es auch geschieht, kann man ganz gewiß fein, daß ir= gend eine Ansteckung die wahre Urfache davon gewesen ist. Rücksichtlich ber Seite, auf welder der Pfahl angebracht wird, so hat man bis dahin vorzugsweise dazu die Nordseite gewählt. Da aber die schlimmen Ginfluffe der Witterung, die dabei in Betrachtung fommen, auf der Mittag= und Abendseite zu suchen sind, so leuchtet ein, daß der Pfahl folgerichtig auf der Westseite eingesetzt werden sollte. - Eine einfache und unbedeutende Arbeit scheint das Anbinden der Bäume zu sein; allein so ist es nicht. Da sieht man Bäume, welche so un= sinnig mit Bast oder, was weit schlimmer ist, mittelst Bindfaden an den Pfahl gefesselt sind, daß die Rinde die Bandage völlig überwächst und tiefe Wunden die Stelle bezeichnen, wo bas Band ben Baum berührt. Bindfaben sollte in keinem Falle zu diesem Zwede genoms men werden; benn dieser wird straff und furz bei feuchter Witterung und übt baher ftetsfort einen verwundenden Einfluß auf das Leben des Baumes aus. Am besten find die Weiden, ber Bast, das Strohgeflecht zc. Um jede schädliche Reibung zu verhüten, sollte das Band über's Kreuz gebunden werden, d. h. zwischen dem Baum und Pfahl muß mit dem Band ein Kreuz formirt werden. So wird die unmittelbare Berührung diefer Theile unmög= lich, weil das Kreuz jede Annäherung und unmittelbare Berührung hindert.

V. Bemerkungen über die Entfernung ber Bäume untereinander und über bas Behauen berfelben.

Un gar vielen Orten stehen die Bäume zu

nahe beifammen, meint ber Berfaffer. Gie ftören einander in ihrem Wachsthume und sind dem Dörren des Heues hinderlich. Würde man ben Baum auf 60 Fuß Entfernung setzen, so wären alle jene Nachtheile vermieden und die Aussicht nicht sonderlich beschränkt. Ist bei einem Baum einmal der Zeitpunkt eingetre= ten, daß die Krone zu viel Holz hat, daß Luft und Licht die Krone nicht mehr frei durch= streichen fonnen, oder werden die Mefte ein= ander hinderlich in ihrem Bachethume, fo leidet seine Fruchtbarkeit darunter, so muß der Baum erhauen, aber nicht überhauen werden; benn wenn der Baum allzuscharf mitgenommen wird, so daß er in der Krone wenig Abnahme bes Saftes hat, so fängt dieser an zu stocken und erzeugt Krankheiten. Cbenfo muß fehr darauf gesehen werden, daß man ohne Noth keine Kronäste abschneidet und daß, im Falle es unvermeidlich ist, die Wunden mit Sorg= falt behandelt werden, weil dadurch besonders gerne der Krebs entsteht. Die sogenannten Saftläufer oder Safträuber (Wasserschosse) müssen alle Herbst und Frühjahr scharf abgeschnitten werden; denn diese sind dem Fruchts holz sehr nachtheilig, indem sie durch ihr übermäßiges Wachsthum ben Baum ungemein schwächen und ihm seine besten Theile entziehen.

VI. Rrantheiten ber Baume.

Bu den vorzüglichsten Krankheiten der Bäume gehören: der Krebs, der Brand, die Wassers sucht und die Wurzelfäulung. Der Krebs entsteht aus verschiedenen Urfachen, hauptfäche lich aber durch Quetschungen, Reibungen und durch den Brand. Man erkennt ihn daran, daß es unter der Rinde tönt, wenn man an ben Baum sachte flopft. Viele Krebsschäden haben ihren Sitz unter der Rinde, die nicht gespalten ift. In diesem Fall ist es der ver= borgene Krebs. Kommen Löcher oder gespal= tene Rinde zum Vorschein, so ift es ber offene Krebs. Er hat seinen Sit hauptsächlich in den Spalten oben an den Stämmen, wo die Krone ihren Anfang nimmt. Da fist manchmal bas lebel am stärksten, und zwar so, daß der Hauptgipfel traurig wird und man im mer nicht begreifen fann, woran der Fehler liegt, bis man große Stude Rinde wegheben

fann. Er fann aber auch in ben Aesten entstehen durch unbesonnenes Wegschneiden eines Wirbelastes. Der Arebs muß sorgfältig aufgesucht, bie Rinde scharf aufgeschnitten und bann wieder zugemacht werden. Diese Krankheit hat bas Besondere, daß sie immer weiter um sich greift und nicht ruht, bis der Baum ruinirt ift. Wenn daher nur einer der Schäden nicht beobachtet wird, so find sogleich andere und neue ba. Ein vom Krebs angegriffener Baum muß wenigstens zwei Boll tief in die Erde hinein untersucht werden, weil sich diese Krankheit nicht selten bis auf die Wurzel erstreckt. Wo sie einen ge= fährlichen Charafter angenommen hat, genügt eine einmalige Untersuchung des Baumes innerhalb Jahresfrist nicht. Es muß vielmehr im Frühling und Berbst geschehen und dem Baume feine Ruhe gelaffen werden, bis er völlig ge= heilt ift. Der Krebs findet sich beim Kern= und Steinobst; jedoch ist er den Kirschbäumen noch gefährlicher als ben Rernobststämmen. Es giebt junge Kirschbäume, deren spannende Ninde reifscharf anliegt. Diese muß aufgeschnitten werden. Man nimmt ein Messer und schneidet die äußere Rinde von der Krone, so weit die Spannung geht, einen Zoll breit durch und macht diesen wieder zu; denn alle Schnitte muffen ohne Saumen zugemacht werden, sonst entstehen sofort Entzündungen und Brandschäden. Die Behandlung des Krebsschadens und bes Harzflusses, welcher lettere sich bei den Rirschbäumen häufig findet, wird beim Rernobst gezeigt werden.

(Schluß folgt.)

Schlechte Polizei.

Während eines strengen, aber trockenen Winsters kam einst ein Ungar nach Wien, und instem er, die Straßen aufs und abgehend, die Sehenswürdigkeiten der Stadt musterte, siel ein Hund ihn an. Alls der Erschrockene zu seisner Bertheidigung einen Stein von der Erde aufheben wollte, den er — da er fest angesfroren war — nicht losbekommen konnte, riefer: "Teremtete! is mir das ani saubri Poslizei hier, die Stainer bind man an, und die Hund laßt man laufen!"

Bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Hätte ber Andreas Hauttli biesen golbenen Spruch beherziget, er ware nicht nach Amerika ausgewandert, sondern hübsch bei Sause ge= blieben, wo ihm bei Fleiß, Häuslichkeit und frommem Sinn recht wohl hätte sein können. Es ist bamit nicht gesagt, bag Jeder hinter seinen vier Pfählen bleiben, kein fremdes Brod essen, keine andere Luft einathmen solle, als bie seines Dorfes, seiner Gemeinde, seines Vaterlandes — nein, wessen weitere Ausbil= bung, weffen Beruf und Geschäfte einen Ausflug in die Welt erfordern, hänge sich nicht an bie Schurze seiner Mutter, sondern man= bere frisch und wohlgemuth dahin, wohin ihn bie Umstände rufen. Des Herren Auge wachet überall, und es fommt ben Meiften wohl ju Statten, wenn sie etwas mehr sehen und hören, als bloß ben Zeiger und ben Schlag ihrer Wanduhr. Wer aber Vaterland und heimath verläßt, weil er hofft, in fremden Ländern nicht arbeiten und sparen, sich keinerlei Zwang anthun, sich keiner Ordnung unterziehen zu muffen, sondern nur seinen Lüsten leben zu können, der ist ein Thor und er muß seine Thorheit bitter bugen. Das hat der Andreas Hautili auch erfahren und darum wollen wir feine Geschichte hier erzählen, Andern zur Barnung.

Andreas Hauttli war der einzige Sohn eines wohlhabenden Müllers und Bäders, aber gerade dieser Umstand, daß er der einzige Sohn war, gereichte ihm nicht zum rechten Nuten. Alls Kind und Knabe ließ man ihm Alles zu; Die Mutter nahm ihn in Schut, wenn ber Bater over der Schulmeister seine Fehler bestrafen, ihn zur Thätigkeit, zur Ordnung, zum Gehor= sam gewöhnen wollten. In der Schule machte er seine Possen und lernte wenig; bei Saufe trieb er seinen Muthwillen und arbeitete nichts. So wuchs er zu einem großen und starken, aber unnüpen Burschen heran. In feinem vierzehnten Jahre besuchte er schon fleißig die Wirthshäuser und Tangpläte, schlenkerte mit der Tabackspfeife herum und verstand das Kartenspiel besser, als die Schulbücher. Die Eltern riethen hin und her, mas aus bem Andreas zu machen fei. Der Bater wollte,

Andreas muffe ben Müller = und Bäckerberuf erlernen; allein die Mutter hatte höhere Ge= banken mit ihrem Sohne. Er sollte studiren, um mit ber Zeit Defan ober Landammann zu werden. Gewöhnlich setzen die Weiber ihren Willen durch. Andreas wurde in eine Lehr= anstalt außer Landes gebracht; allein nach einem halben Jahre kehrte er wieder nach Hause, weil die Lehrer erklärt hatten, er set ein Taugenichts. Nun mußte er unter ben Augen des Baters als Müllerbursche und Bäderjunge arbeiten. Das schmeckte ihm bitter und er suchte so oft als möglich aus dem Hause zu kommen. Als die Lehrzeit vorüber war, gieng er auf die Wanderschaft, kam aber nach sechs Wochen wieder heim, während welcher Zeit er sieben Meister gehabt hatte. Kaum 19 Jahre alt, trat er in den heiligen Chestand. Wegen ben Willen feiner Eltern und weil Schwiegermutter und Schwiegertochter einander nicht gut verstanden, nahm Andreas einen eignen Mühlegewerb in Pacht. Nun eigner herr und Meifter, lebte Undreas recht nach Herzensgeluft; er überließ das Arbeiten seiner Frau und den Knechten, trieb sich die meiste Zeit auf Märkten, in Wirths = und Spiel= häusern herum und machte auf seines Vaters Rechnung Schulden auf Schulden. Was bei Hause erarbeitet und erworben wurde, trug er den Genoffen seiner Liederlichkeit zu. Ber= gebens lag ihm seine Frau mit Bitten und Thränen an, ordentlich, arbeitsam und sparsam zu leben; es half nichts. Nun gab's Bor-wurfe und Zank. Er warf ihr vor, daß sie nichts in die Che gebracht habe, als ein paar Hember, Röcke und Schmisetten; sie warf ihm vor, er könne nichts als Schulden machen. Der Vater erklärte, er gebe ihm kein Geld mehr und laffe es in ben Zeitungen ausschreiben, baß er nicht länger für ihn bezahle; er wolle seinetwegen nicht zu armen Tagen kommen. Als nun Andreas sah, daß er sein liederliches Leben nicht länger fortsetzen, sondern arbeiten und sparen muffe, wenn er nicht ein Lump werden, in Schimpf und Schande gerathen wolle, faßte er im Stillen ben Vorfat, nach Amerika auszuwandern, um den täglichen Vorwürfen seiner Frau, ber angebrohten Musschreibung und bem nahen Falliment zu ents

gehen und jenseits bes Mecres ein Glück zu fuchen, bas er im unbankbaren Baterlande nicht finden konnte. Er wußte fich einen Pag und einige hundert Gulden Geld zu verschaffen und machte fich an einem Morgen früh, ohne Abschied zu nehmen, auf die weite Reise. In ben erften Tagen war Andreas gang luftig und wohlgemuih; er machte fich die schönften Vorstellungen von ber neuen Welt und träumte, in wenigen Jahren eine Million zu erwerben und mit berfelben bann wieder in bas Baterland zurückzukehren. Bald aber beschlich ihn das Heimweh und in Straßburg war er schon auf dem Punkt, wieder heimzukehren; allein zwei andere Auswanderer, mit denen er zufällig zusammentraf, munterten ihn auf, die Reise mit ihnen sortzusetzen und versprachen ihm in Amerika goldene Berge. Nun gieng's nach Bremen, wo sich Andreas wenige Tage nach feiner Ankunft baselbst mit mehrern hun= bert Auswanderern einschiffen konnte. Wäre nicht der Reiz der Neuheit gewesen, die See= reise hätte ihm burchaus nicht behagt. Dabeim in des Baters Sause, in der geräumigen rein-lichen Stube, auf der festen Bank hinter dem saubern Tische war es doch appetitlicher als bier auf bem madelnben Schiffe, in einen engen Raum zusammengepreßt, von seekranken, jammernden Leuten umgeben. Dbichon An= breas just nicht sehr heikel war, ekelten ihn boch manche Auftritte, benen er zusehen mußte, an. Bon ber Geefrantheit befallen, mußte er mehrere Tage und Nächte, ohne Theilnahme, ohne Abwart und Pflege, in feiner Hängematte zubringen; Stürme und Windstille verlänger= ten die Reise sehr, so daß sich Andreas die bittersten Vorwürfe machte, sein Vaterland, Weib und Eltern verlassen zu haben. Endlich nach einer Fahrt von 63 Tagen landete bas Schiff auf einer Insel, in der Nähe von Neupork, wo das ganze Schiffspersonale von zwei amerikanischen Aerzten genau untersucht wurde; Jeder mußte Zunge, Arm, Bruft und noch andere Merkwürdigkeiten feines Leibes zeigen. Es sind recht neugierige Leute diese Amerikaner! Andreas mußte sich halb entkleidet auf den Rücken legen und das Maul so weit als möglich aufsperren; einer der Aerzte hielt ihm ein Licht vor bas offene Maul und ber

andere schaute mit einem Glase fo tief in ben Rachen hinunter, baß er gewiß alle Därme, nebst Lunge und Leber sehen konnte. Nach Dieser Untersuchung wurde den Reisenden er=

laubt, in Neuvort zu landen. Undreas machte große Augen, als er fich in dieser amerikanischen Sandelsstadt umschaute und bas Gewimmel von schwarzen, rothen und weißen Leuten sah; als er viele ausgemanberte Europäer mit ben härtesten Arbeiten beschäftigt, von Mangel und Elend abgezehrt erblickte. Das wird wohl auch bein Schicksal sein, flufterte ihm eine innere Stimme zu.

Gein erstes Geschäft in der neuen Welt war, ben Zustand seines Beutels zu untersuchen. Das Geld war in einer Minute gezählt; sein ganzer Reichthum bestand noch in 7 fl. 30 fr. Was sollte er damit anfangen? Er konnte baraus faum einige Tage leben. Deswegen mußte er sich bequemen, Arbeit zu suchen, wenn er sich nicht dem Hunger und Elend preisgegeben feben wollte. Nach vielem ver= geblichen Berumlaufen fand er endlich eine Unstellung - als Strafenfnecht. Er mußte mit einem schweren Schlägel Steine gerschla= gen. Ein faures Stud Arbeit! Schon nach wenigen Stunden waren seine Bande voller Blattern und Schwielen und er pfiff keinen Hopser bei bieser Arbeit, wie früher beim Kartenspiel. Des folgenden Tages, als er beinahe ohnmächtig mit seinem Steinschlägel umsank, kam ein Landsmann des Weges und erbarmte sich feiner. Er nahm ihn in fein Haus und verpflegte ihn einige Tage. Dann gab er ihm den Rath, nach Pennsylvanien zu reisen, weil dort die Arbeiter sehr gesucht seien und reichlich bezahlt werden. Andreas befolgte diesen Rath und erhielt von seinem Landsmann noch einige Gulden Reisegeld.

Wirklich fander in Pennsylvanien eine Anstellung bei ben Kanalbauten. Er mußte sich die Gunft bes Aufsehers badurch zu erwerben, daß er ihm als Bote diente, um heimlicher= weise ein Fläschchen Branntwein zu holen. Es war allen beim Kanalbau Angestellten bas Branntweintrinken streng untersagt, weil der Bauunternehmer ein Mitglied des Mäßig-keitsvereines war. Im Sause des Aussichers, wo Andreas den Branntwein holen mußte, maren zwei rüflige Mägde, welche bas haus= regiment führten. In Amerika giebt es viele Männer, die es bequemer finden, unverhei= rathet zu leben; bagegen halten sie sich zur Besorgung bes Sauswesens einige Mägbe, mit denen sie oft auf vertrauterem Fuße leben, als mancher Mann mit seiner Frau; doch geschieht es auch, raß sie, statt unter einem, unter zwei Pantoffeln stehen. Das war auch bei dem herrn Aufseher ber Fall. Seine zwei Mägde wußten es so anzuordnen, daß Andreas, statt am Ranal zu arbeiten, allerlei Sausge= schäfte verrichten und ihren Dienst bequemer machen mußte; bafür warteten sie ihm benn auch reichlich mit Speis und Trank auf. Auf Diesem Posten ware Andreas gerne lange ge= blieben; allein gewisse kleine Insekten ließen ihm weder Tag noch Nacht Ruhe und er mußte sich entschließen, ben Platz zu verlaffen. Die beiben Mägde ließen ihn ungerne ziehen und weinten bei seinem Abschiede bittere Thränen; bie ersten Thränen, welche Andreas in ber neuen Welt sah.

Mit 50 fl., die er in 9 Wochen erworben, zog nun Andreas weiter landeinwärts. Seine Hoff. nung auf den baldigen Gewinn einer Million war tief gesunken und er dachte jetzt nur da= ran, sich ordentlich durchzuschlagen. Sein Stres ben gieng nun dahin, in einer Mühle ange= stellt zu werden; da, dachte er, könnte er sich ein kleines Vermögen herausbeuteln. Es ge= lang ihm, einen Herrn zu finden, ber eine Mahl=, Säg= und Delmühle besaß. Allein weil Andreas die Candessprache nicht verstand, so konnte ihn der Herr nicht in der Mühle brauchen, nahm ihn aber doch in Dienst. Andreas mußte nun den ganzen Tag auf einem mit vier Ochsen bespannten Wagen, dessen Räder beinahe die Größe von Mahlrädern hatten, Sägblöde aus dem Flusse ber= führen. Bis die Sägblöcke geladen waren, mußte er oft im Waffer stehen bis an bie Bruft. Als er einmal im Unmuth mit größter Heftigkeit auf seinen Ochsen sprang, brach ihm das Kreuz und er mußte geschlachtet werden.

Später wurden unserm Andreas die Pferde zur Besorgung übergeben. Dieselben waren ganz abgemagert und sie streckten wie Igel ihre Haare hinaus. Das fam jum Theil von ber Unreinlichkeit im Stalle her. In Amerifa lassen nämlich Manche ben Dünger eine ganze Woche lang unter ben armen Thieren liegen. Jeden Samstag wird ausgeräumt, und das geschicht auf folgende Weise. Man schlägt einen ungeheuren Mifthafen in Die Streue der Thiere, spannt ein Pferd vor und schafft so den Dünger auf das Mistbeet. Andreas fienge nun andere an. Go oft er fütterte, reinigte er ben Stall, bann nahm er noch zu einer Lift feine Zuflucht. Unter das Rurgfutter mischte er fleißig Gerfte, Roggen, Hafer und Waizen; bas alles konnte er sich gelegentlich aus der Mühle holen, und nach kurzer Zeit waren die Pferce so fett und glatt wie bie Aale. Sein herr war gang erstaunt, als er einst biefe Beranderung wahrnahm, und er fragte den Andreas um die Ursache. Dieser aber hütete sich wohl, bes Zusates zum Kurzfutter Erwähnung zu thun, sondern schrieb alles dem fleißigen Ausmisten zu. Der fromme alte Herr lobte Gott, er= höhte dem Andreas den Wochenlohn und be= fahl, daß man allem Vieh täglich misten solle. Einst an einem falten Regentage, wo die sonst schlechten Wege beinahe unfahrbar waren, mußte Andreas mit vier Pferden Bretter führen. Er verlor zwei Hufeisen. Sein Herr befahl ihm, sofort die verlornen Sufeisen zu suchen. Das war ein harter Befehl, nach mühevoller Tagesarbeit, in Sturm und Res gen, in ben morastigen Wegen verlorene Sufeisen zu suchen. Während der fromme Herr in der warmen Stube bei einer Flasche Wein andächtig einen Psalmen sang, mußte Andreas voll Ingrimm alle Fahrgleise mit Händen und Füßen durchwühlen. Er fand endlich die Sufeisen. Gang burchnäßt und mit Moraft überzogen, vor Frost flappernd kam er nach Hause. Da tröstete ihn der Herr mit ben Worten: Siehe, Andreas, wie wahr die heilige Schrift spricht: Suchet, so werdet ihr finden. Aber Andreas entgegnete: Wenn das ist, so werde ich auch einen Meister finden, der die Religion nicht blos im Munde, sondern auch im Bergen hat. Mit den Worten: Des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ift, zahlte ihm ber Berr ben Lohn aus.

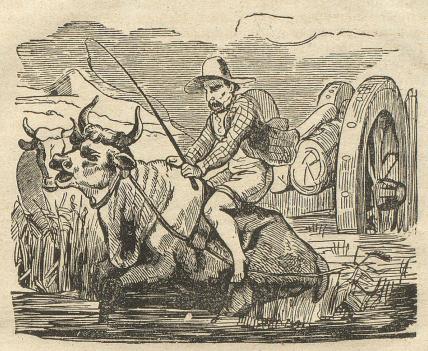
Rum Glude mußte Anbreas nicht lange suchen; alsbald fand er nicht blos einen andäch= telnden, sondern einen wirklich frommen und braven Herrn. Es war ein Deutscher, ber schon seit vielen Jahren ausgewandert war und zwei wackere Söhne hatte. In diesem Hause berrichte trot alles Wohlstandes eine mahr= haft patriarchalische Sitteneinfalt und ein acht religiöser Sinn. Da fand man keine Spur von Lurus und Hoffahrt und die Söhne behandelten ihren Vater mit ber größten Ehr= erbietung. Jeden Sonntag mußten beinahe alle Hausgenoffen die drei Stunden entfernte Rirche besuchen, wohin sie auf Wagen fuhren. Dieser fleißige Kirchenbesuch wollte dem Andreas nicht recht behagen, weil er ju Sause höchstens monatlich ein Mal in die Kirche gieng. An Diesem neuen Dienstorte hatte Andreas wies der Arbeiten zu verrichten, die er in seinem Leben nie gesehen, geschweige benn gethan hatte. Es war eben Dreschzeit. Weil Andreas nie einen Flegel in Sanden gehabt, graute ihm vor dieser Arbeit, und er ware fast davongelaufen, als Georg, ber jungere Sohn, 75 Garben herunterwarf, mit bem Bedeuten, biese 75 Garben muffen in einem Tage und von ihnen beiden ausgedroschen werden. Allein seine Angst verschwand bald. In Amerika find die Pferde die Drescher und die Flegel jugleich. Die Garben werden mit den Aehren in einander gelehnt, wie man die Finger beis ber Sande in einander schiebt. Dann werben mehrere Pferbe in ber Scheune hin und hergetrieben, welche die Waizenförner aus ben Aehren treten. Andreas hatte die appetitliche Arbeit, mit einer tief ausgehöhlten Schaufel hinter den Pferden herzuschreiten und so oft eines berselben den Schwanz erhob, mit der Schaufel den Kram aufzufangen, den es fallen ließ. Vier Wochen dauerte diese Arbeit. Welche Augen murbe meine Mutter bagu machen, bachte Andreas, sie, die hoffte, daß einst ein Defan ober Landammann aus mir werde. Auf das Dreschen folgte eine andere Arbeit, das Schlachten. Das gefiel bem Unbreas beffer. Zwölf große fette Schweine wurden nacheinander abgestochen, das Fleisch zum Theil eingesalzen, zum Theil verwurstet. Zulett traf noch bas Todesloos einen jungen, wilden

Stier, ber nicht eingefangen werben konnte, sondern erschoffen werden mußte. Mit beson= derm Wohlgefallen betrachtete Andreas die Menge ber mit seiner Beihülfe bereiteten acht bis zehn Schuh langen Würste. Aber die Freude dauerte nicht lange. An einem Sonntag befahl ber herr seinem jungern Sohne, er solle dem Andreas alle Felder und Wiesen zeigen. Sie kamen zuerst zu einem mehr als 10 Jucharten großen Waizenfeld. Wie viele Schnitter brauchet Ihr, um diesen Waizen ju schneiden? Die müffen wir beibe abmähen, erwiederte ber Sohn. Andreas erschrack sehr ob diesem Bescheid. Aber noch mehr sank ihm ber Muth, als sie an ein langes und breites Wiesenthal gelangten und der Sohn jagte: Diese Wiese muß einzig von uns Zweien ab= gemäht werden und in einer Zeit von läng= stens acht Tagen muß biese Arbeit verrichtet sein. Da bin ich nicht babei, bachte Andreas. Aber als ihn der Sohn noch vollends auf ein gewaltig großes Brachfeid hinwies, mit dem Bedeuten: Wenn wir Zwei es uns Ernst sein lassen, ist dieses Feld vor Umfluß von drei Wochen umgepflügt — ba gieng dem Andreas die Geduld aus und er erklärte: hier kann ich nicht bleiben, weil ich mich so vieler und schwerer Arbeiten nicht gewohnt bin. Anoreas überzeugte sich immer mehr, wie thöricht Dieje= nigen seien, welche sich einbilden, man könne in Amerika ohne große Mühe reich werden. Er selbst hatte sich nie eine Vorstellung von so unangenehmen Arbeiten, die er jest thun muß= te, gemacht, und es wäre ihm nie ein Gedanke nach Amerika gekommen, wenn er die vielen Mühseligkeiten vorausgesehen hätte. Er sah auf seinem Hin= und Herziehen in der neuen Welt an Kanälen und Straßen Leute arbeis ten, denen man bei ihrer Wiege kein so hartes Loos gesungen hatte; Leute, die in Europa auf Universitäten studirt, wichtige Stellen bekleidet hatten, abgesette Beamte, ungerathene Söhne vornehmer und reicher Familien, Schreiber, die zu tief in die Raffen gegriffen, Doftoren, die im Eramen durchgefallen was ren, Geistliche, die in ihrem Baterlande uns geistlich lebten. Da standen nun diese Leute, benen es in ihrer Heimath bei Rechtschaffens heit und Fleiß an einem ehrenvollen Forts

kommen nicht gefehlt hätte, in dem Straßenkothe bis an die Aniee, vor Karren gespannt, die Schausel oder den schweren Steinsschlägel in Händen; man braucht keine Brille, um ihre Reue, ihren Schmerz, ihr Elend, ihre Verzweifslung in den Zügen ihres Angesichtes zu lesen.

Nach Ablauf der Ernstezeit reiste Andreas nach Easdon, wo er bei einem Steinhauer als Handlansger in Arbeit trat. Er verstiente hier täglich 3 fl. 36 fr., aber sauer genug. Vom frühen Morgen bis späten Abend mußte er große Steine herdeischaffen und in ein Gewölbe hersabrollen. In kurzer Zeit warenseine Hände rauh wie

Sohlleder und die Schmerzen in den Gliedern raubten ihm oft ganze Nächte ben Schlaf. Die Reue über sein früheres leichtfertiges Leben pacte ihn mit aller Gewalt; er machte sich die bittersten Vorwürfe; er verwünschte Amerika, bas er sich als eine Goldgrube gedacht; er hätte sich bie Predigten seiner Frau, die Ermahnungen feines Baters gerne gefallen laffen, er mare gerne Müllerfnecht im elterlichen Saufe gewesen, wenn er nur nach Saufe hätte fliegen können. Aber die weise Führung Gottes hatte ihn zu noch schwereren Prüfungen bestimmt. Alls er eines Tags gang muthlos seinen Karren zog, flopfte ihm ein junger Mann auf die Achsel und sagte: Bist du nicht ein Esel, daß du Diesen amerikanischen Geldjuden ihre Gewölbe und häufer bauen bilfft? Komm' mit mir, ich weiß dir etwas Besseres. Bei biesen Worten wies er nach der Stadt, wo eine rothe Fahne aufgestedt mar, jum Zeichen, daß hier Wer= ber seien. Dort, sagte er, bekommst du Brod und Geld und Rieider genug, und bift du gefinnt wie ich, so sind wir in einer Stunde amerifanische Solvaten. Andreas fühlte zwar wenig Luft zum Militärdienste; boch wenn



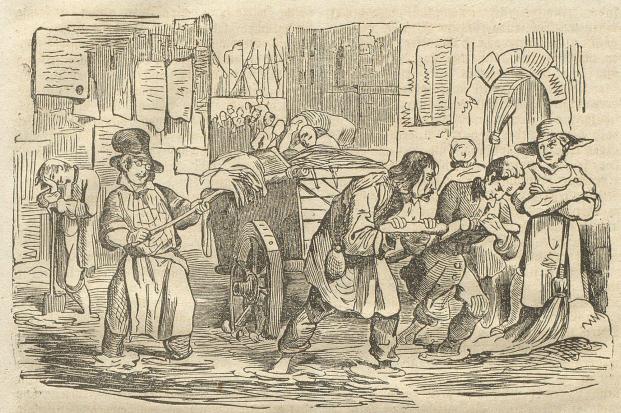
er seine blutenden Hände betrachtete, dachte er, es könne ihm wohl nicht schlimmer gehen, und ehe zwei Stunden verslossen, hatte er 12 Dollars Handgeld in der Tasche und trug die amerikanische Unisorm. Er wurde mit 12 andern Rekruten nach einigem Aufenthalt in Neuwork in das weit entlegene Fort Wennesdayo abgeführt. Dieses Fort lag weit im Norden und diente zur Vertheidigung der Gränze sowohl gegen die wilden Indianer als gegen die Engländer. Es lag in einer Wildnis und man fühlte sich wie von der Welt ausgestoßen. Dier mußte Andreas nicht nur ererziren, sondern auch die englische Sprache erlernen, was ihn bei seiner Unlust am Lernen sauer genug ankam. Auch trafes ihn mehrere Mal, gegen die Indianer zu kämpfen; allein er gieng mit heiler Haut aus dem Kampf hervor. Er fühlte sich nicht zum Gelden geboren, darum ist von seiner Tapkerkeit wenig zu erzählen:

Nach ausgehaltener Dienstzeit, während welcher er am meisten gehorchen lernte, nahm Andreas seinen Abschied und begab sich nach St. Louis, wo er mit einem Kame-

raben eine ziemlich einträgliche Wirthschaft mieihete. Eine junge, rasche Wittwe mit zwei Mägden besorgte das Hauswesen. Allein wo drei Weibsbilder und nur zwei Junggesellen sind, da thut es selten gut. Andreas und fein Kamerad bekamen bald wegen den Wei= bern bose Sandel und ungeachiet die Wrth= schaft gut von Statten gieng, mußten sie sich bald von einander trennen. Andreas überließ gegen eine Entschädigung Guthaben und Schul= ben seinem Kameraden und führte nun ein eigentlich landfahrendes Leben. Den einen Monat trat er in Dienst eines Bäckers, wo er Bormittags auf einem Karren Brod her= umführen mußte und Nachmittags feinen Berdienst wieder durchbrachte; den andern Monat vertrug er für einen Metger Fleisch. Täglich erhielt er 2 fl. 30 fr. Lohn; allein er hatte bas Sparen noch nicht gelernt und verplem= perte Tag für Tag Alles, was er sich erwarb. (Wir haben zu bemerken, daß an den meisten Orten in Amerika im Verhältniß tes großen Taglohnes auch die Lebensmittel um fo viel theurer als bei uns sind.) Auf diese Weise gelangt man nicht zu Hunderten, geschweige benn zu einer Million. Den ruhigsten Plat fand er bei einem Bierwirth. Da hatte er nichts Anderes zu thun, als Zuder, Hausen= blase und andere Sachen unter das Bier zu mischen, demselben 50 Prozent klares Waffer beizugeben und es alsdann in Flaschen abzu= ziehen. Man sieht, daß man in der neuen Welt das "Börthelen" eben so gut versteht, wie in Europa. Neberhaupt ist in Amerika Alles auf den Vortheil abgesehen; wer nicht beständig rechnet, den Ropf voll List und das Herz voll Zahlen hat, kommt da nicht weit. Andreas erwarb sich bei dem Bierwirth ein schönes Stück Gelo. Wie aber ber herr merkie, daß Andreas zu viel auf seinen Bortheil sah und manches Fäßchen unvermischten. Bieres zu eigenem Gebrauche auf die Seite schaffte, gab er ihm den Abschied. Unredlich= keit macht nirgends beliebt. Andreas kaufte sich nun Faß und Wagen und trieb den Wasserhandel. Täglich führte er aus dem Missisppi-Fluß frisches Wasser nach Neuorleans und verkaufte es in verschiedenen Säufern. Dieser Handel war für ihn so einträg=

lich, daß er ganz bequem leben, sich alle Merkwürdigkeiten der Stadt besehen und vielerlei Beobachtungen machen konnte. machte er unter Anderm die Beobachtung, daß die Sklaven in Nordamerika, namentlich die weiblichen, ein weit angenehmeres und ge= nußreicheres Leben haben, als bei uns die Unbemittelten und Armen. Namentlich wissen sich die Sklavinnen so gut bei ihrem Herrn einzuschmeicheln, daß oft der freie Mann der Sklave seiner Sklavin wird, oder, wie man zu fagen pflegt, unter den Pantoffel fommt. Alles , wie bei uns, wo im Ober= borf die Weiber Meister sind und im Unterborf die Männer thun mussen, was die Weiber wollen.

Eines Tages stand Andreas in Gebanken versunken in der Königsstraße. Er bachte an seine Sünden, wozu er Ursache genug hatte, an sein Weib und an seine Eltern. Reue und Beimweh beklemmten seine Bruft. Gerne wäre er, wie der verlorne Sohn, heimge= tehrt und Taglöhner in seines Vaters Hause geworden. Aber da lag das große Waffer zwischen ihm und seiner Heimath und er hatte doch noch nicht den tausendsten Theil von der gehofften Million erworben; er hatte noch nicht Gelo genug zur Ueberfahrt; er war noch nicht gebessert, er sollte noch mehr gewißigt werden. Als er nun so voller Sinnen und Sorgen mit einem trübseligen Gesichte da stand, kommt ein Werboffizier aus Teras daher geschritten und redete den Andreas an: De, einfältiger Schweizer — benn daß du ein Schweizer bist, sagt mir bein ehrliches Urmensündergesicht — was stehst du da und schauest den Fliegen zu? Ueberlaß ben Wasser= hanvel einem Andern; willst du Geld und Chre erwerben und mit der Zeit ein reicher Güterbesitzer werden, so tritt in die Dienste der Republik Texas. Das ist ein aufblübenber Staat, der die ihm geleisteten Dienste gut belohnt. Das große Handgeld, so wie das mündliche und schriftliche Versprechen des Werboffiziers, daß seder brave Soldat nach beendigtem Kriege von der Republik Teras 2-300 Jucharten Land gur Belohnung erhalte, bewogen Andreas, Dienste zu nehmen, und weil er es früher bis jum Feldweibel ge=



bracht und somit einige militärische Rennt= nisse erworben hatte und zudem der englischen Sprache mächtig war, wurde er gleich auf bem Werbzimmer angestellt. Sein Geschäft bestand darin, Leute anzuwerben, für deren Bekleidung und Kost zu sorgen und die Rechnungen zu führen. Tag für Tag zog er bald in Zivil =, bald in Militärkleidung auf bie Menschenjagd. Was man ihm versprochen, versprach er Andern: ein flottes Leben und große Ländereien. Er machte gute Wefchäfte und förderte eine ziemliche Zahl Refruten nach Teras hinüber. Dabei ist nicht zu ver= schweigen, daß er auf Rosten der Republik Teras der hübschen Frau, bei der er wohnte, manches Fäschen Fleisch, Reis, Mehl, Zuder u. f. w. zuschob, weil ihm an der Gunft biefer Frau noch mehr gelegen war, als an bem Beifall ber teranischen Regierung, Die er noch nie gesehen hatte. Die herren in den Republiken werden von ihren Bediensteten oft ebenso wohl hintergangen, wenn sie

nicht genau nachsehen, wie die Fürsten und Könige. Bei einer seiner Werbungen in Neuorleans kam Andreas in bittere Verlegenheit. Unter den Ausgewanderten sah er einen ihm wohlbefannten Landsmann, von dem er eben= falls, trop Uniform und Schnurrbart, schnell erkannt wurde. Dieser lief voll Freuden auf Andreas zu und rief: Seid ihr nicht Töbeli= müllers Andreas? Allein da dem Andreas sehr daran gelegen war, daß sein früheres Leben unter seinen Umgebungen nicht befannt werde, sieng er an, auf gut englisch zu flu= chen, daß er ihn nicht verstehe und nicht kenne. Damit ließ sich aber ber Landmann nicht abspeisen, sondern erzählte den Umstehenden bes Weiten und bes Breiten die ganze frü= here Lebensgeschichte des Andreas, wie er ein liederlicher Bursche gewesen, wie er schon im 14. Jahre zu trinken und zu spielen angefangen, seinen Eltern viel Kreuz und Rummer gemacht habe; wie er wegen vielen Schulben heimlich entwichen sei u. s. w. Dem

Andreas wurde es grün und blau vor ben Augen und er wäre vor Aerger beinahe aus ber haut gefahren, als er solche Dinge hö= ren mußte. Bum Glude nahm sich ein Franzose seiner an und gab den Leuten vor, Ans breas sei Offizier und ein Irländer von Ge= burt. Man muß fich fo betragen in ber Welt, bag man bas Wiebersehn ehemaliger Befann= ter nicht zu scheuen hat. Fünf Monate hatte Andreas seine Stelle auf dem Werbdepot be= fleidet, da brannte das Haus, in welchem er wohnte, ab und zugleich giengen alle seine Rechnungsbücher verloren, worüber er nichts weniger als untröstlich war; denn ein Geu= ter, ein unordentlicher Haushalter ist auch ein schlechter Rechnungsführer. Andreas wäre bei einer genauen Untersuchung übel bestanben. Er rettete seinem Sausherrn ein hüb. sches Pferd vom Feuertode, erhielt aber bas für geringen Dank, weil es in ter Affefuranz hoch versichert war. Nach abgelaufener Werbzeit mußte Andreas mit einem Trupp Refraten nach Texas überschiffen und nun begann seine kriegerische Laufbahn wieder. Die Texaner führten zu gleicher Zeit mit den Mexikanern und mit den Indianern Krieg. Die Indis aner hatten einen weißen Knaben und viele Pferde gestohlen; dafür sollten sie gezüchtiget werden. 46 Mann, unter welchen sich auch Andreas befand, zogen unter Anführung des febr verhaßten Oberlieutenant Morrain aus.

Nach glücklich zu Ende gegangenem Feld= juge, ber indeffen nicht ohne bem Undreas unvergeglichen Strapagen ablief, und nach abgeschlossenem Frieden wurden die versproche= nen Ländereien vermeffen und Andreas er= hielt zirka 300 Juchart fruchtbaren Boben in einer gunftigen Lage. Run follte ihm bas Glüd blüben. Allein er hatte feine Leute, um ben Boven anzubauen, und fein Geld, um Arbeiter zu bezahlen. Daber, als er einftens in Auston einen wohlbekannten Lands= mann antraf und von biesem den Tod seines Vaters vernahm, entschloß er sich, Amerika zu verlassen und wieder nach Sause zu keh= ren. Gegen eine Entschädigung fonnte er seine Ländereien abtreten und brauchte nun bie erste Gelegenheit, nach Europa hinüber zu schiffen. Glüdlich langte er wieder in seiner Seimath an; die Mutter nahm den lange Vermißten liebreich auf, aber die Frau hatte sich anderwärts verheirathet und der Bater war gestorben. Undreas führte von nun an ein arbeits sames, eingezogenes Leben, heirathete eine brave, kluge, haushälterische Töchter, trieb den Müller - und Bäckerberuf und wurde zwar kein Millionär, aber doch ein wohlhas bender Mann. Auswanderungslustigen gab er den Rath: Bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Eine ungewöhnliche Nachkommenschaft.

Einer solchen erfreut sich besonders ein in Karlsbald lebender Bädermeister, Joseph Bernshard. Von seinen 12 Kindern aus erster und zweiter Ehe zählt er bereits 69 Enkel und 34 Urenkel, also 115 Kinder und Kindeskinder; von diesen starben 30, so daß noch 85 Kinder, Enkel und Urenkel am Leben sind. Der Greisist 84 Jahre alt, aber nach von sehr gutem Aussehen und stets bei guter Laune: Eine seiner Töchter, die in Berlin an einen Kupferschmied verheirathet ist, hat 16 Kinder, von welchen 7 Söhne und 3 Töchter noch leben. Die letzten 3 Söhne haben den vornehmsten Götte im ganzen Königreich Preußen, nämlich den König zum Tauspathen erhalten.

Gesundheitsregel.

Salte ben Ropf falt, ben Leib offen und bie Fuße warm, fo fannft bu aller Aerzie spotten.

Eine aufrichtige Betrügerin.

Ein alter Hagestolz, bessen Magd die kleinen Ausgaben für die Haushaltung zu besorgen hatte, bemerkte, daß er oft betrogen werde. "Hörst Du," sagte er zu seiner Haushälterin, ich weiß, daß Du betrügst, indem du mir die Sachen manchmal theuer verrechnest, als sie kosten, und das leide ich nicht; ich will Dir künftig monatlich einen Gulden mehr geben, wenn Du mir verspricht, mich nicht im Geringsten mehr zu betrügen. Nach längerm Besinnen erwiederte die Magd: "Nein Perr, ich stehe mich so besser"

Um h. Pfingstfeste 1846 verschied nach furgem Krankenlager und dem Empfange der heil. Sterbesaframente Ge. Beiligfeit Papft Gregor XVI., nachdem er über 81 Jahre gelebt und über 15 Jahre regiert haue. Mit ihm flieg ber 258. Nachfolger Betri vom heil. Stuhle. Go unerwartet diese Trauerbotschaft fam, so überraschte die am 16. Tage darauf erfolgte Wahl des neuen Oberhauptes der katholischen Kirche doch noch mehr; denn mit Ausnahme von zwei Fällen fam nie fo schnell eine Papstwahl, die oft Wochen und Monate dauerte, zu Stande. Bereits am zweiten Tage des Konklave *) erfor die Mehrheit der 50 zu demselben eingetroffenen Kardinäle den Karbinal Mastai-Ferretti zum heil. Bater, welcher indessen seine Erhebung auf den papit= lichen Thron erst annahm, als er einstimmig von ben Kardinälen hiefür angegangen mor= ben. "Siehe Deinen unwürdigen Diener! Es "geschehe Dein Wille!" waren die unter Thränen gesprochenen Worte, mit welchen der Auserwählte sich zur Uebernahme der Würde ves Oberhauptes der katholischen Christenheit und der Bürde des Regenten der papftlichen Staaten erflärte.

Johann Maria Mastai Ferretti, jest Se. Heiligseit Papst Pius IX., wurde am 13. Mai 1792 zu Sinigaglia, im Kirchenstaate, geboren, und hat gegenwärtig noch seine Mutter und drei Brüder. Aus einer zwar wohlhabenden, jedoch nicht reichen Grasenstande midmen und begab sich zu diesem Zwed nach Rom, um von dem damaligen Papst Pius VII. Aufnahme in die adeliche Leibwache zu erbitten. Als seinem Bunsche wegen des sallenden Wehs, an welchem er damals litt, nicht willsahrt werden konnte, saste er den Entschluß, den Freuden der Welt zu entsagen und eine der ursprünglich beabsichtigten Laufbahn entgegengesetzte einzuschlagen: die priessterliche. Er studirte nun mit großem Eiser

Theologie und gewann bald die ausgezeiche netste Achtung seiner Vorgesetzen, konnte aber

wegen bes gleichen hindernisses nicht jum Priester geweiht werden, das ihm beim beab= sichtigten Eintritt in den Militärstand im Wege gestanden. Auf tieses begab sich ber junge Mann in seinem frommen Ginn mit einem Gelübde nach Loretto und wandte sich an den dortigen Priester Strambi, der durch einen fledenlosen Wandel und große Frömmigkeit unter ber Bevölkerung Italiens ben Ruf ber Beiligkeit erlangt hatte. Strambi, welcher fich von der außerordentlichen Demuth und der aufrichtigen Frömmigkeit des jungen Grafen überzeugt hatte, legte ihm mit den Worten die Hände auf: "Dein Uebel wird dich nicht mehr plagen." Mag es auch unglaublich scheinen, so ist boch ausgemacht, daß fester, un= erichütterlicher Glauben des Kranken auch schon Deilung bewirft hat. Dafür spricht auch vor= stehender Fall. Denn Thatsache ist, daß Mastai= Ferretti früher an der Epilepsie (fallenden Weh) litt und von da an von derselben befreit blieb. Nachdem er in Rom Priefter geworden, schloß er sich der Mission an, welche Papst Leo XII. nach der südamerikanischen Westlüste abordnete. Nach seiner Rücklehr widmete er sich ganz einer milothätigen Wirksamkeit, die ihn schon als Kanonikus veschäftigt hatte: dem religiösen Dienst für Arme, für verwaisie Kinder, für die Kranken im Hospital des heil. Geistes. Die größten Vervienste erwarb er sich als Präsident der großen Armen= und Versorgungs= anstalt zu San Michele an der Tiber, deren Einrichtungen in gang Europa zur Nachahmung empfohlen wurden. Um seine großen Verdienste in Gebieten, welche von den Meisten eher gemieden als aufgesucht werden, zu lohnen, wurde Mastai-Ferretti von Leo XII. im Jahr 1827 zum Erzbischof von Spoleto erhoben. Schon damals gab er ein Beispiel von Charaftergröße und edler, großmuthiger Gefinnung, das leider selten seinesgleichen findet und tas wir deßhalb trot bes beschränften Raumes hier nicht übergehen können. Als nämlich im Jahr 1837 Bologna gegen die römische Re= gierung aufgestanden war, hatten die Anführer zu Spoleto bem Erzbischof Mastai = Ferretti ben Tob geschworen. Nachtem er burch einen

^{*)} Konklave heißt sowohl der Ort, an dem fich die Kardinale gur Wahl eines neuen Papstes versammein, als die Versammiung derselben zu diesem Iwede selbst.

biedern Menschen von bem verbrecherischen Beginnen ber Revolutionäre benachrichtigt worden, brang bie getreue Umgebung bes Erzbischofs auf bessen schleunige Rettung; man nöthigte ihn, verkleidet abzureisen, und in einem Kapuzinerkloster, welches an der Grenze feines Kirchsprengels an einem fteilen Berge lag, eine Zufluchtsstätte zu suchen. Raum baselbst angelangt, bereute er, bem Zureden ber Geinigen nachgegeben und bie in der Gewalt einer wilden Rotte befindliche Stadt ohne geistlichen Oberhirten verlassen zu haben. Trot ber augenscheinlichen Lebensgefahr wankte bennoch sein edler Entschluß keinen Augenblick. Er las die Messe und trat hierauf die Rückreise alsos gleich an, so baß er schon am nächstfolgenden Morgen sich wieder in Spoleto befand. Muthig trat er in die Mitte der Meuterer, forderte sie in würdiger Sprache zur Unterwerfung auf und bedeutete benselben, daß sobaid sie ihre Waffen im nabegelegenen bischöflichen Dratorium ablegen würden, er sich bei bem zur Dämpfung ber Unruhen eben im Anzuge be= findlichen österreichischen General augenblidlich verwenden wolle, damit er den Reuigen Ver= zeihung angedeihen laffe. Dieser energische Schritt verfehlte auch nicht seine Wirfung; alle Aufrührer, bis auf den letten Mann, legten ihre Mudfeten, bei 4000 an ber Zahl, am bezeichneten Orte nieder und giengen aus= einander.

Die Würbe bes Erzbischofs gab er indessen bald selbst auf, da sich von einer andern Seite Ansprücke darauf erhoben. Statt ihrer erhielt er das Bisthum Imola, eine Stelle, die ihrem Inhaber die Aussicht auf einen Kardinalshut giebt. 1836 befand er sich als päpstlicher Nuntins in Neapel, als die Cholera dort ausbrach. Die Noth war entseplich, denn es sehlte nicht allein an Arzneien, an Krankensanstalten, auch die Aerzte mangelten, da die meisten, in schändlicher Vernachlässigung ihrer Pslichten, die Flucht ergriffen hatten. Auch als päpstlicher Nuntius zeichnete er sich wieder in Demuth und ausopfernder Menschenliebe aus. So wird erzählt, daß er der rettende Engel der Stadt geworden. Um der bringensden Noth entgegenzutreten, verkaufte er seine

Equipagen, sein kostbares Geräth, sein Silbersgeschirr und vertheilte den Erlös unter die Aermsten. Man sah ihn in allen Hütten, wo es Kranke gab, und dieses Beispiel wirkte auf die Neapolitaner unendlich. Während der ganzen Dauer der Krankheit sah man ihn nie anders als zu Fuß durch die Straßen eilen. "Wenn die Armen unsers Heilandes auf dem Straßenpslaster sterben", sagte er, "schickt es sich für seine Diener nicht, in Karossen daher zu rollen." Im Jahr 1840 wurde er zum Kardinal befördert, kehrte aber unmittelbar nach seiner Ernennung auf seinen Bischossiss in Imola zurück, wo er sich bis zur Einsehung auf den päpstlichen Thron aufgehalten hat. Die Krönung des Papstes Pius IX. fand am 21. Brachmonat mit den gewöhnlichen Feierlichskeiten statt.

Der neuerwählte Papst soll schon burch sein Aeußeres Liebe und Chrfurcht einflößen. Masiestätisch sei seine Gestalt und aus seinen schönen Augen leuchte große Herzlichkeit. Dbswohl bereits 54 Jahre alt, scheine er boch kaum 45 zu sein.

Ein nie erhörter Jubel erfüllte Rom und verbreitete sich über ben gangen Rirchenflaat beim Erlaß der Amnestieertheilung, durch welche ber heil. Vater allen politischen Verbrechern in seinen Ländern Gnade für Recht ergehen ließ, indem er alle politischen Prozesse für aufgehoben und die Berurtheilten und Flüch= tigen für straflos erklärte. Die Römer kamen über die hiedurch möglich gemachte Rückehr von mehr als anderthalbtausend Verurtheilter und Flüchtlinge in den Kreis ihrer Familien so ganz außer sich vor Freude, daß der Papst ben Wunsch ausdrückte, man möchte sich in den kostspieligen Freudenbezeugungen doch mehr mäßigen. Er scheint überhaupt Einfachheit zu lieben und allen Luxus zu meiden. So geht er oft zu Fuß durch die Stragen, was nur wenige seiner Vorgänger thaten, und hat auch bereits den päpftlichen Haushalt so sehr ver= einfacht, daß er jährlich eine bedeutende Summe weniger fostet als früher. Das hiedurch Er-fparte foll zur Abzahlung der start angewach= senen Staatsschuld verwendet werden.



Papft Pius IX.

Die Schulprüfung, oder Gott giebt Gnade und Segen.

"Wollen Ihro Hochwürden nur burchfragen," sagte ber alte Schullehrer zu 5...., "ich meine, sie können ihren Katechismus Alle, Wort für Wort." "Aber Sinn für Sinn, ift Die Frage," sagte der Herr Pfarrer. Der Schullehrer verbeugte sich, und horchte, aber, wie es schien, mehr ehrerbietig als begreifend. Ich meine, suhr der Geistliche fort, ob sie verstehen, mas sie gelernt haben. "Gott giebt Gnade und Segen," versette der Alte. Aber der geistliche Berr schüttelte nur um so bedenklicher das Haupt. "Nun du," fragte er einen Knaben, der der Aermste schien und barfuß gieng, "wie heißt bas vierte Gebot?" Der Knabe ward roth, flarrte vor sich hin und schwieg. Der geistliche Herr trieb, ber Knabe sagte: ich muß von vorne anfangen. Er sagte das erste Gebot ber, bann bas zweite und das britte, und jest fam auch das vierte richtig heraus. "Aber verstehst du auch, was es heißt, seinen Vater und seine Mutter ehren? Wie ehrt man sie und womit?" Der Knabe starrte vor sich hin und schwieg. Ein ftrenger Blid auf den Alten; bann bie erleichternde Frage: "Ehrst du denn deine Eltern? Thust du nichts, womit du glaubst, sie zu ehren?" Der Knabe ward blutroth; dann fagte er nur halblaut: "Vorgestern habe ich fremde Berren durch's Gebirge geführt. Da hatten Die scharfen Steine mir Die Fuße aufgeriffen. Die Herren sahen, wie's blutete. Da gaben sie mir einen Gulben zu Schuhen. Und da brachte ich ben Gulden der Mutter, Die hat auch keine. 3ch kann schon barfuß gehen." Da heiterte fich das Gesicht des geistlichen Serrn sehr auf, und er faltete die Hände; der alte Schullehrer aber wiederholte: "Gott giebt Gnab' und Segen."

Vom heißen Sommer 1746.

Interessant ist die Aehnlichkeit des heurigen Sommers mit demjenigen vor 100 Jahren, d. h. zwischen dem Sommer von 1846 und 1746. Unser Borgänger vor 100 Jahren, der Siesbenzehnhundertsiebenundvierziger = Appenzeller =

Ralender, schreibt vom Sommer 1746 wörts lich Folgendes:

Das merckwürdigste in dem abgewichenen 1746.sten Jahr, ist, der ausserordentlich heisse und trockene, dabey aber sehr fruchtbare Sommer, dergleichen man seit An. 1719. nicht erlebet. Seit An. 1718. ist kein so vortresslicher Wein in hiesigen Landen gewachsen, und das Korn ist, Gott sey ewiger Danck davor gesagt, auch wohl gerathen. Die Hipe ware ungemein groß, sonderlich in Italien, Schweit und Teutschland. An vielen Orten, da es 2. Monat nicht regnete, ist alles Laub und Graß verdorret, große Flüsse sind ausgestrocknet, samt den Brunnen; also daß wegen Wasser-Mangel weit und breit keine Mühlen mehr gehen können, und vieles Vieh, theils vor Hunger, theils vor Durst, darauf gehen und erepieren müssen.

In Böhmen sind durch die starcke His einige grosse Wälder von selbst brennend worden, so daß den weitern Brand zuverhüten, eilich tausend Personen, das dazwischen stehende Holts fällen und grosse Graben aufwerssen müssen, um dem verzehrenden Feuer Einhalt zuthun.

In der Lombardie war die Hitze so groß, daß die Bauren in blossen Semdern arbeiten müssen, und wann sie 5. dis 6. Stunden an der Sonnen gearbeitet, haben sie ihre Hemder zu Aschen reiben können. Dieben ist merckwürdig, daß bei dem aller größten Donner-Wetter nicht einmahl ein Negen-Tropssen gefallen. Un etlichen Orten hat es gedonnert und gehagelt, das bey aber nicht geregnet.

Die Gemsjagd.

Die Gemse ist, wie bekannt, ein Bewohner der Schneegipfel der Alpen. Sie lebt gesellig in Heerden von 6 — 20 Stück; ihre Farbe ist im Sommer rehfarb, gegen den Herbst dunkler, im Winter hellgraubraun. Ihre Lagerpläte wählt sie nicht so hoch, wie der Steins bock, stets aber über der Grenze des Schnees und im Bereich der Gletscher. Mit Taggrauen zieht das Audel auf die Graspläte, die inselartig oft mitten aus dem Eis der Gletscher auftauchen. Im Winter gehen sie tiefer an den Bergen herab und suchen im dichten

Tannenwald Schut, von dessen Haarslechten und zarten Sprossen sie sich zu der Zeit nähren. Salz lecken sie, wie alles Wild, gern, und werden deßhalb häusig an Felswänden, an denen Bittersalz oder Salpeter ausblühet, belauert.

Zu Anfang Mai sett die Gemse zwei Junge, welche bald der Mutter folgen und von ihr im Klettern und Springen unterrichtet und

geübt werden.

Der Wolf, der Bär, der Bartgeier verfolgen sie; ihr ärgster Vertilger ist indeß der Mensch. Wohl selten nur stirbt der Gemsjäger eines natürlichen Todes. Als lebendige Warnungen sieht man häusig in den Alpendörsern auf dieser gefährlichen Jagd Verkrüppelte; dieß Alles schreckt aber den kräftigen Bergschützen nicht ab, der im Kampse mit der Gesahr seine Freude sindet. Zur heftigsten Leidenschaft wird ihm die Jagdlust und übertäubt die Vitten des ahnenden Weibes, des Kindes Schmeichelwort, denen vielleicht nicht einmal die letzte trübe Freude werden soll, die Leiche des in unergründlicher Eisspalte zerschmetterten Ernährers zu begraben.

Der Gewinn einer erlegten Gemse ist kaum 15 Gulden. Das Fleisch ist schwärzlich und wohlschmeckend, wird aber nur durch die Idee der Seltenheit den Fremden zum Leckerbissen. Die Haut wird weiß gar gegerbt und zu geschätzten Beinkleidern und handschuhen verars

beitet.

Um dem Leser eine Probe theils von der Gefahr, theils von der Geduld und Entschlossenheit der Gemsjäger vorzulegen, führen wir eine Erzählung an, wie sie fast wörtlich in des alten Scheuchzer's Naturgeschichte des

Schweizerlandes enthalten ift.

"Als vor einigen Jahren mein Bekannter, ber Gemsenjäger Kaspar Störi aus dem Kanston Glarus", erzählt Scheuchzer, "in Begleit zweier andern Jäger den Gemsen nachstellte und über die Gletscher in der Limmern-Alp zu gehen hatte, siel er plöplich, als er sich dessen am wenigsten versehen und sicher auf dem Schnee einherzugehen vermeinte, in eine tiese Eisschrunde oder Spalt. Seine Gefährten waren in großer Angst; sie konnten dem ehrlichen Störi, den sie aus dem Gesicht versloren, nicht helsen, und versahen sich nichts

Anderes, als daß er bereits tobt ober in den letten Zügen wäre, oder doch bald theils vom Kall, theils von der Kälte umkommen werde; sie befahlen also seine Seele Gott. Damit sie aber bennoch basjenige Mögliche vorkehrten, welches zur Rettung bes Gefallenen bienen fönnte, eilten sie zu ber nächsten Sennhütte, die eine Meile von da entlegen war, um da= selbst Rath und Sülfe zu suchen. Allhier fanden sie nichts als eine rauhe Bettbede, die sie in Riemen zerschnitten und mit sich zurück= nahmen, um sie in den Firnspalt hinunter zu lassen. Inzwischen war unser Störi, vor Kälte halb erstarrt, bis auf halben Leib im Eiswasser, bessen übrige Tiefe er mit den Augen nicht ergründen konnte; mit dem Oberleib und ben Armen sperrte er sich beiderseits gegen die Eiswände und erhielt so sein Leben in diesem kalten und tiefen Kerker. Er verfah sich nichts Anderes, als des Todes, und empfahl seine Seele in die Hand Gottes, welche ihn derge= stalt in seiner Noth stärkte, daß er ben von seinen Gefährten herabgelassenen Riemen um den Leib binden konnte. Durch dieses Mittel wurde er so weit aus der Grube herausges zogen, daß man ihn fast erreichen konnte; da brach ber Riemen entzwei und Störi stürzte zum zweiten Male in bas Eisgrab hinab. Bei diesem Falle vergrößerte sich die Gefahr auf's Neue. Einen Theil des gebrochenen Riemens hatte er unglücklicherweise mit sich hinabgezogen, und so war das übrige, in den Händen seiner Helfer gebliebene Stück nicht mehr lang genug, hinabzureichen; zudem hatte er dieß Mal den Arm entzwei gebrochen. Bei so bewandten Dingen entfällt der Muth seinen Gefährten noch nicht; sie schneiden die Riemen noch ein Mal der Länge nach entzwei und lassen sie hinunter; diese bindet der Jäger trot seines gebrochenen Arms noch ein Mal um den Leib, um zu erfahren, was Gott weiter über ihn verhängen werde. Mit diesem schwachen Riemen wird er nun glücklich her= aufgezogen, und von der Dhnmacht, in welche er alsbald gefallen, hatte er bald wieder so weit sich erholt, daß er seine Erretter mit halb erstarrten Augen angesehen, sich nach Sause hat tragen und führen lassen und seine Ge= sundheit wieder erlanget."



Die

Schon d'e ganze Woche hindurch hatte Gott= fried in Schnellhausen seinen Kopf angespannt und fich mit seiner Chehälfte Susanna berathen, wann und wie er seinen Bruder in Raschau besuchen könne; benn es waren schon 7 Jahre und 8 Monate dahingeschwunden, seit sich biese guten Brüder von einander trennen muß= ten. Zwar hatten fie bann und wann burch Briefe einander die wichtigsten Begebenheiten in und außer dem Hause mitgetheilt; aber es brauchte allemal viele Anstrengung auf beiden Seiten, bis sie sich nur entschlossen hatten, einen Brief zu schreiben, und wenn sie bann Hand an's Werk legen sollten, so wußten sie kaum, wie sie es anzustellen hatten, bis ein foldes Schreiben auf die Post gethan werden konnte. Beide Brüder hatten in ihrer Jugend bas Schreiben nur sehr dürftig gelernt, waren also nicht im Stande, ihre Geranken ordents lich zu Papier zu bringen. Und wenn sie meinten, sie haben jest Alles orbentlich im Ropfe, so hatten sie wieder keine geschnittene Feder, oder keine schwarze und fluffige Dinte, ober kein bunnes Papier, bas zu einem Brief paßte. War benn auch biefes Alles endlich in leidlicher Ordnung, so mußten sie wieder nicht, mit welchen Worten sie ben Brief an= fangen follten. Schon eine halbe Biertelftunde hatten ste die Feder in den Fingern, steckten sie wieder in den Mund, nahmen wieder Dinte und studirten sich fast zu Tode, wie nun der Brief anzufangen wäre. Es däucht sie, wenn er einmal angefangen wäre, könnten sie bann schon fortschreiben. Endlich fanden sie den Anfang: "Ich kann nicht unterlassen, ein paar Zeilen an Dich zu schreiben." Nun kam die Feder schon wieder unter die Zähne und es wollte wieder nicht gehen. Ach, daß ich doch gerade felber mit meinem Bruder reden fonnte, wünschten sie bann recht sehnlichst. Der Brief wurde endlich doch etwa in zwei oder drei Stunden unter unfäglichem Drange zu Ende gebracht, bann überlefen und von den Familiengliedern für gut gefunden, obschon noch drei oder vier Nachschriften, Grüße und Wünsche von Bekannten hinzugesett wurden. Und so war benn das Riesenwerk glücklich vollendet,

und ein schwerer Stein von dem herzen wegegewälzt, sobald der Brief auf die Post gestragen werden konnte.

Gottfried's Schwiegermutter, die alte Elsbetha, vie in ganz Schnellhausen als eine wackere Hausfrau und brave Mutter befaint war, sagte zu ihrem Schwiegersohn Gottsried: Ich denke boch mein ganzes Leben baran, als ihr beide Brüder dort bei dem großen Apfelbaume von einander Abschied nahmet, wie Ihr einander so brüderlich und treuherzig die Sande brudtet, Glud und Gottes Gegen aus tiefbewegtem Bergen wünschtet, und wie Du ihm so wehmüthig nachgesehen haft, bis er Deinen Blicken in jenem Wäldchen neben dem Rüggerlissteinbruch entschwunden ift. Ein folder Abschied kann nur gefühlt, nicht beschrieben werden. — Ja, erwiederte Gottfried seiner Schwiegermutter, Berthold, mein lieber Bruder, ist eben schon lange weit von mir entfernt, weiß Gott, ob ich sein liebes Angesicht je wieder sehen werde! Es hat meiner Frau vors gestern Nachts geträumt, Bertholo, ihr Schwa= ger, wünsche nichts so sehr, als daß ich ihn recht bald besuchen möchte. Aber wie ich eines solchen Genusses theilhaftig werden kann, weiß ich fürwahr nicht auszumitteln.

Ein schöner Herbstabend war es, als die Ausführung dieser Reise besprochen werden sollte. Der Bollmond glänzte freundlich in das traute Stübchen, wo die Familienglieder beisammen saßen, und Friedrich, der früher vicle Jahre in holländischen Diensten stand, machte just auch einen Abendbesuch bei diesen lieben Leuten.

Folgendes Gespräch entspann sich dann unter ihnen:

Elsbeth. Wie wär's, Gottfred, wenn d' gad die ander Wochen Din Bruder in Naschau bsuchen wohrest?''s wohra doch jest au erschrödele freuen!

Gottfried. I mäßes nüd, Mutter, am Willen worsch gwöß nüd fählen; i möcht eben hantle gern eppen en Tag binem seh. Wenns gad eppä zehä Stond heh ond her wär, i glaube, bi Gopp, i wett dä Wegfgad onder d'Jüß neh. Aber meh benn ä Wochen äweg seh, chan i doch eben gad nüd richten.

Friedrich. Was haft Du benn, bas Dich

noch bei Sause festhält?

Gottfried. Icha mersch wohl vorstellen, wie's goht, wenn i fort bi. 's ift fe rechte Ohrneg im ganzen Hus, ke Ohrneg im Stall ond offem Feld.

Elsbeth. I wett gab fägen: Rei Dhrneg

i ber gangen Welt.

Sufanna. Ah, wie bist boch au so ah= fälteg! Was wets jest boch au geh, wenn D' fort wärest? 's Mutterle chochet Alls, was mer bruched; maschen ond buagen thust Du jo au nub, menn D' bo bift, ond weben chan i au ohne Di, ond 's Vechle will jo der Friederich bforgen. Effen ond schlofen wered

mer au dönen ohne Dih.

Friedrich. Was sich boch viele Leute für eine Vorstellung von sich selbst und ihrer Thätigkeit machen! Im Ernste glauben sie manchmal, es ware keine Ordnung mehr und es würde Alles stille stehen, wenn sie einer Sache nicht mehr vorständen. Und doch beweist die Erfahrung oft bas Gegentheil. Könige und Raiser können Monate lang abwesend sein, ihr Staat untergeht bennoch nicht. Leute im Sandel und Gewerbe können fterben; beffen ungeachtet fteht ber Verkehr nicht ftille, und am Ende benkt man kaum mehr baran, baß fie gelebt haben. So würde es auch gehen, wenn Du Deinen Bruder besuchen wollteft.

Sufanna. Emmel ih wert mi scho lihden ond 's Seiweh zu Dehr verwörgen, was i

dönnt.

Elsbeth. Wie lang hettest jest au, Gottsfried, bis bim Brüder marcft? Wenn D' am Guntig Morgen am halbe viere do fortgien= gest, chamest echt am Mekteg 3'Dhbed herä oder nüd? He?

Gottfried. I glaube, i möcht bloß herä koh. Es sönd doch eppä 30 bis 40 Stond.

Ober was menst Du, Friedrich?

Friedrich. Es kommt auf einer so weiten Reise sehr viel barauf an, ob gunstige ober widrige Umstände eintreten. Schon die Witte= rung entscheidet bei einer folchen Fußreise be= deutend. Um geschwindesten wärest Du bei Deinem Bruder und wieder daheim, wenn Du auf der Post fahren würdest. In einem Tage kämest viel weiter als sonst in drei Tagen.

Susanna. Du heft wohl recht, Friederich, aber mit ber Post fahren het au wieder st Schlimmes. 's choftet viel Geld, und ber Reisende muß all i der Trocken inä hocken ond cha fast nünt ahlugen. Min Mah goht eben au nüd viel näbä be, er möcht natürle d' Welt eben au betrachten ond Das ond 's Eh au ahlugen, wonner no nie gsehen bet. Das dönnt er aber eben nüb, wenn er im Postwagen ina war ond gad bi Allem boraruhschä müßt.

Friedrich. Am schönsten und wünschbarsten mare es, wenn eine Eisenbahn von hier bis Raschau führen würde. Dann könnte Nachbar Gottfried an einem Samstag Nachmittag Schnellhausen und sein liebes Weib verlassen, Abends bei seinem guten Bruder zu Nacht speisen, bei ihm übernachten, über ben Sonn= tag das Wichtigste und Nothwendigste mit ihm besprechen, und am Montag Abend wieder bei Hause sein Bieh melken und füttern und des Nachts bei seinem lieben Weibe schlafen. Ach,

das wäre doch so herrlich!

Elsbeth. Säged mer boch nünt vo berigä nüen Ihrichtigen ond Gschichten. Es goht mer mit ben Ifabahnen wie mit benen verdammten Spinn= ond Web= ond Drockmaschinen, die ben armen Lühten 's Brod vom Muhl äweg gno hend. Scho bie nua Strohgen chofted verflucht viel, bis sie gmachet sond, ond wo eine gmachet wert, so gets viel Fluches ond Schmähles ond Striftes, ond en jedä Buhr ond Husmah donnt fast in Schaben inä, wo sie dörä chonnt. Was gäbs erst för strohlige Gschichtä, wemmä no wett Isabahnen ond Dampfwägen machen!

Friedrich. Ich verzeihe es Euch gern, alte Großmutter, wenn Ihr so denket und urtheilet.

Gottfried. So gern i jest min Brüder bsuchen wohr, ond so gern i recht gschwind binem ond mädle wieder däheimä währ, so han is boch au wie b' Mutter, ond wöhsche ond bittä Gett, daß gad ke Isäbahnen i der Schwiz geb.

Friedrich. Guer Bitten und Bunfchen, sowie Aummer und Furcht helfen fürwahr wenig ober gar nichts. Schauet, Ihr lieben Leute, in den letten zehn Jahren hat man in allen Staaten und Ländern unsers Weltiheils und

in Amerika nicht nur bequeme und breite Land= ftragen gebaut, sondern auch eine Menge Gifen= bahnen errichtet, auf denen man geschwind und leicht Personen, Bieh und Waaren in fehr furzer Beit viele Stunden weit transportiren kann. Was meinet Ihr? Wird nicht durch einen solchen leichten und schnellen Verkehr bas Wohl des Ganzen sowie vieler Einzelnen ge= hoben? Glaubet Ihr, man werde jest aufhören, solche Bahnen zu machen, da die Erfahrungen beweisen, daß solche Einrichtungen immer mehr Bedürfniß eines Landes werden? Oder kann man den Geist des Menschen in seinem Fort= schritte hemmen und in die allgewaltigen Spei= chen der Zeit eingreifen, daß sie stille stehen sollen? Ich sage Euch: Nein und abermal nein.

Gottfried. Aber der tusig Gotts Willen, wo denn 's Geld herneh? Sie chosted jo er= bärmlich, nüd gad z' Tusigen, nei, z' Millionen.

Friedrich. Und wenn auch durch die Schweiz Eisenbahnen gezogen werden, Du wirst seben, bas Geld wird zusammengethan, Hand an's Werk gelegt und Dampswagen rollen bald hin und her, Land auf und ab. Es geht wie mit ber Erstellung neuer Stragen. Wer hatte vor 20 Jahren geglaubt, daß es solche fünstlich gebaute Bergstraßen in Menge gabe? War es nicht nach und nach Bedürfniß geworben, auf die alten holperigen Gäßlein, die eigent= liche Wassergräben zu sein schienen, keine Rücksicht mehr zu nehmen, sondern gerade, breite und gute Straßen anzulegen? Ob sie bann etwas mehr oder weniger kosten mürden, darnach fragte man weniger, als wie sie ohne bedeutende Steigung erstellt werden könnten. Man hörte häufiger fragen: Wie viel Prozent Gefäll oder Steigung bekommt die Straße, als wie viel kostet sie.

Susanna. Du chasches allerdings schöh lägen, daß näbes gli sieht. Aber bas donnt mer wonderleg vor, daß mä allewilä ment, was mä am ehnen Ort thüe, müß am anderen Ort nohegmachet werden. Do chame allerlei Tüfels ersinna ond benn zletst gab fägä: In Engelland ond Frankrich isches au aso, 's set i der Schwiz au so se! Do chonnted all gotts same Buhren bägegen se, 's müßt glich gmacht werden, wils in Baden ond Wörtteberg, in

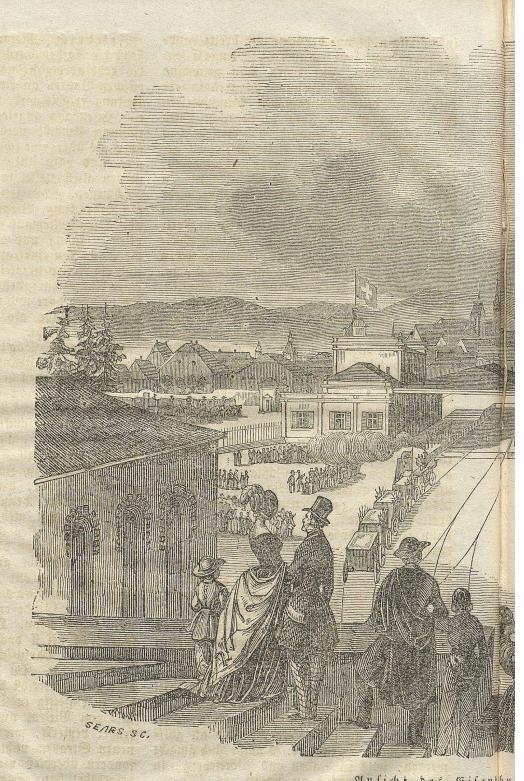
Italien ond Destrich au aso ist.

Friedrich. Meine gute Susanna, Du siehst die Sachen durch ein zu trübes Glas an. Es geht aber ganz natürlich zu. Wenn z. B. etlichen Bauern an einem Sonntag aus einer Zeitung erzählt wird, wie da oder dort wieder eine Eisenbahn angelegt ober sonst eine Ein= richtung gemacht werde, fo wird alsbald bar= über als über eine schädliche Neuerung gespro= chen und balo Alles mit Stumpf und Stiel in den alten Ressel der Verwünschung hinein= geschmiffen. Man leitet aus berfelben nichts als Bedrückung, Verarmung und Brodlofigfeit ab. Oft ist Niemand da, der sie eines Bessern belehren kann, und wenn Einer es versucht, die Sache von einer andern Seite zu betrachten und die Nothwendigkeit und Nütlichkeit irgend einer Anstalt darzustellen, so findet er gewöhn= lich unbelehrbare und unbekehrbare Herzen und wird am Ende als ein Neuerungssüchtiger

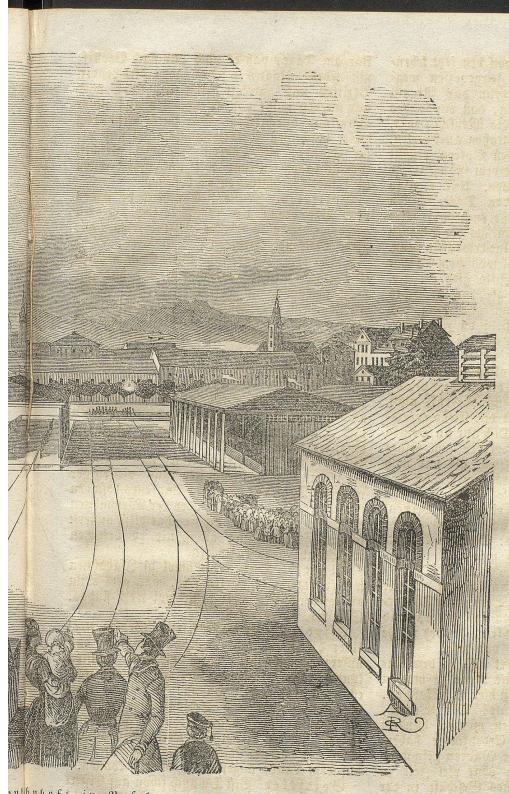
tüchtig ausgelacht.

Gottfried. Säg mer nur, lieber Friederich, öb nüd set der Franzosenzit scho Vieles ver= schlimmeret worden sieg. Chonnt so viel Armuth ond Elend vo Gott oder vo da Lühten, vo ba heren ober vo ba Buhren, vo ba Gichihden oder vo da Ohgschickten? Jo, me sat wol all, d' Lüht wehred gschihder; was han i aber dävoh, wenns all a längere meh Lüht get, dies vo Johr zu Johr ftrengera hend? Es donnt mer vor, das wär die schönst ond gröst Erfindig, wenn me mache donnt, baß die armen Lüht meh z'verdiened hätted ond wolfels Brod essen dönnted. Vor brigg ond mehr Johren hend d' Spuler, d' Weber ond d' Hantwerchslüht au no en schönen Baken z'verdiened gha ond hend ordele leben dönen. Jest ment me, das sieg recht gschickt, wemmä Em om en Gulbe en Tüfels große Suffa 3' werche geh donn. Ond benn set ma no all fägen, es bei si boch besseret bor bie viclen Maschinen, Dampsichiffer ond Isabahnen.

Friedrich. Du haft nicht gang unrecht, aber Du übertreibst boch bie Sache etwas und bist zu einseitig in Deinem Uriheil. Ich will Dir von Vielem nur Eins sagen: Du haft früher bemerkt, wie die Erstellung so vieler neuen Straßen nicht nur viel Gelb gekoftet, sondern überdieß viel Hader und Streit hers beigeführt hat. Sage mir, wo ist eine neue,



Unficht tes Gifenton



enthuhofs in Vafet.

gut angelegte Straße, die von den jest lebenben oder noch kommenden Zeitgenossen weggewünscht wird? Was ist denn das für ein Beweis? Gewiß nicht davon, daß ein solches Werk nicht Bedürfniß für die Menschen war, sondern davon, daß solche Straßen aller Orten, wo sie, wenn auch mit großen Opfern, erstellt worden, dem Einzelnen wie dem Ganzen sehr gut und nüßlich gewesen seien. Und eben so geht es gewiß auch mit den Dampsschiffen und Eisenbahnen. Wo solche entstehen, wird der Nußen überwiegender sein, als der Schaden und Nachtheil, der für Einzelne erwachsen kann.

Gottfried. I wor ämol wöhschen, es wär wieder so, wies vor alten Zittä gseh ist. Jo, doh sönd no golvene Tag gseh! Jest isches wie abgrechnet, daß mä fast nüd gnug ond nie z'viel werche cha, z. B. i dä Fabärisen. Bo Beten ond Danken ist gär ke Red meh,

me het nomme ber Bit.

Friedrich. Was die alten Zeiten andetreffen, so führt man überall die gleiche Sprache, daß sie gut gewesen seien, und bedenkt nicht, daß auch in denselben über viel Elend gesammert worden ist. Erinnere Dich nur an Deinen Vater und Großvater, sie werden auch gesagt haben: Das waren gute Zeiten, als wir noch jung waren. So werden es gewiß auch die Leute haben, die in unsern so beklagenswerthen Zeiten jung sind; wenn sie einmal alt werden, werden sie zweifelsohne auch in das gleiche Lied einstimmen und sagen: Das waren gute Zeiten, als wir noch jung waren.

Elsbeth. I wett, i chönnt b' Dampfmaschinen gab bruchen, wenn ih wett. 's wär boch jest dommersch schö, wenn min Töchtermah gad chönnt in Wagen inä stihgen ond zu sim Brüder goh, daß er ke mübe Beh mache

mußt ond wieder gschwind boh war.

Friedrich. Ihr wünschet also in dem Augenblick, da Gottfried eine Reise zu machen wünscht, eine Eisenbahn von hier nach Naschau. Gut so, meine lieben Leute! Der Wunsch, den Ihr jest habet, können morgen hundert und übermorgen tausend Erdenkinder haben. Sie möchten diese oder jene Waaren geschwind da oder dort haben, und ohne viel Zeit zu verlieren, dieses oder jenes Geschäft in der Ferne besorgen u. s. w. Sehet, so liegt es

flar am Tage, daß es nach und nach Bedürfniß jedes Staates, jedes gewerbtreibenden Bezirfes und gar oft selbst Einzelner wird und werden muß, daß Eisenbahnen auch unser Vaterland durchziehen. Nur durch Erstellung dieser mächtigen Fortbewegungsmittel sind wir im Stande, mit andern Nationen gleichen Schritt zu halten und mit und neben ihnen in Handelsverhältnissen zu bestehen.

Gottfried. Mutter, Ehr hend do näbes of d' Bah brocht, das dem Frederech gut herä gsehe het. Das ist Wasser of Frederechs Möle

gseh. Gelt no, Frederech?

Friedrich. Ja freilich. Viele Leute nehmen eine Sache nur so oberflächlich und sind gar nicht gewohnt, sie auf allen Seiten zu be= trachten. Ich aber schaue mir einen Gegenstand recht an und nicht bloß in Bezug auf bas Einzelne und Rleine, sondern auf's Große und Gange. Go ift es mahr, bag Einzelne bei ben entstehenden Gisenbahnen bedeutend verlieren, viele Andere aber werden wieder zu Verdienst und Brod gelangen. Bergesse man den Umstand boch nie, raß die Menschen und Orte durch die Eisenbahnen gleichsam einander näher gebracht werden. Sandel und Verkehr im Materiellen wie im Geistigen müfsen dadurch lebhafter und vielseitiger werden. Tausende und aber Tausende besuchen mittelst der Schienenwege oder der Eisenbahnen ein Land, eine Stadt, die sie ohne diese äußerst schnelle Fortschaffung gewiß nie zu besuchen im Stande gewesen wären.

Elsbeth. Ond wenn ämol d' Jsabahnen wieder gmacht sond, seh wie, was gets denn au wieder? Mä wert denn wol welä flühgä.

Gelt no, Friederich?

Friedrich. Ihr spaßet freilich, Großmutter! Aber die Zeit kommt vielleicht auch noch, daß unsere Nachkommen durch die Luft schiffen können. An gelungenen Versuchen hiezu sehlt es schon jest nicht. Ha ha! da würde man der Zollbeamten und Schlagbäume spotten, den Mauth= und Eingangsgebühren gute Nacht sagen. In den freien und weiten Lufträumen würden schwerlich solche hemmungsmittel wie auf dem Lande angewendet werden können.

Gottfried. Bist Du auch schon auf Gisen=

bahnen gefahren?

Friedrich. D ja! In Belgien, England und Deutschland find biese Bahnen etwas Ge= wöhnliches. Um wenige Gulden fann man große Reisen machen. Besonders wird es bann einem Reisenden ganz eigen zu Muthe, wenn er bei einem Bahnhof ankömmt, aus bem Wagen steigt und benken kann: Ich bin von meiner Heimath 20, 30, 100 Stunden weit entfernt und boch habe ich kaum von den lieben Meinigen Abschied genommen.

Gottfried. So gohts mer gwöß nüb, wenn i of Raschau chomme. I wehre gwöß todmud ond thu gern bi mim Bruder an

Tisch zuä setzen.

Friedrich. Nun, ich wünsche Dir Glück auf die Reise. Du wirst gewiß noch manchmal an die Eisenbahnen denken, wenn Du faum

geben magft.

Gottfried. I muß eba benken, wie ber Schnegg: Allsgmach chonnt au bar. Bis so gut, Friedrich, ond hab a gute Ohrneg zum Bechle ond los em nünt manglen.

Friedrich. Sei unbesorgt deswegen. Es muß Alles so gut besorgt werden, als wenn

Du selbst ba märest.

Susanna. Geb Gott, bag mer immä Monet wieder Alle so gsond binenander chöned seh, wie hüt z' Obed. Elsbeth. Jo i hoffes, will's Gott!

Der ungenirte Jägersmann.

Das Jagen ist eine Leidenschaft, wie bas Spielen. Der Spieler vergißt bei seinen Kar= ten und Würfeln Tag und Nacht, Gott und seine Pflicht und der Jäger springt stunden= weit einem armen Thiere nach und läßt Haus= ordnung und Arbeit, Effen und Trinken, Werb und Kind, Alles im Stich. Es ist ein recht närrisches Zeug um das leibenschaftliche Jagen und Spielen: dem einen ift ein unvernünftiges Thier, bem andern ein bemalter Fetien Papier der Abgott seines Lebens. Im Appenzellerland giebt es mehr Karten als Hasen, baher auch mehr Spieler als Jäger, boch will man behaupten, die appenzeller Sasen seien oft gescheidter als die appenzeller Jäger, weil die Sasen die Jäger von weitem schon kennen und so schnell als möglich davon

springen, bagegen es schon oft geschehen sei, daß appenzellische Jäger Hunde und Katen für Sasen und Füchse gehalten und todtgeschof= sen haben. Im Altroggenburg giebt es viele Füchse, rothe und schwarze und zweibeinige. Wir könnten namentlich von den lettern allerlei Sistörchen, wie fie Leute jum Beften haben, erzählen. Für dies Mal wollen wir diese zweibeinigen Füchse ungeschoren laffen und dage= gen ein lustig Stücklein singen von einem Jä= geremann, wie er auf die ungenirteste Weise von der Welt einen rothen Fuchs fangen thäte. Es ist dies geschehen in einem gewissen Dorfe in Alttoggenburg. Unweit von bemfelben wohnt er, dieser berühmte Hasenbändiger und Fuchsheld und mißt 5 Schuh 9 Zoll alt Nürnberger Maß. Wo er einen Marder, Iltis, Vogel oder einer Rate ben Garaus machen kann, da ist er gleich bei der Hand und vergift barüber Effen und Trinfen und felbst Schlafen. Es war im Winter von 1844 auf 1845, wo es bei weitem nicht so marm war als im Sommer 1846, sondern viel Schnee fiel und Eiszapfen an ben Dächern hiengen, so groß wie unser Jägersmann, da kam es diesem in den Sinn, er wolle den hungrigen Füchsen nicht weit von seinem Haufe Fleisch und andere Lockspeisen legen, um ihnen nicht lange und weit nachspringen zu müssen. In einer mondhellen Nacht wird der Pfissikus burch tas Geschrei seines kleinen Kindes auf= geweckt. Schnell steht er auf, um dem Kind den Lullzapfen in den Mund zu stecken und zugleich nachzusehen, ob sich draußen nicht etwa ein Fuchs zeige. Wie er durch das Fenster guckt, sieht er einen solchen hungrigen Schwanz= träger etwa 40 Schritte von seinem Hause. Eine gewaltige Freude ergreift den Mann. In der Freude, in der Berwirrung, in der Angst ift schon mancher Mann anstatt in die Sofen, in einen Weiberrock gefahren, und der liebe Le= fer glaubt, vielleicht sei bies auch nit un= ferm Jägersmann geschehen. Bei Leibe nicht! Der zog in seiner Bergensfreude weder Bemb, noch Strumpf, noch Hofen, noch Rock an; bas Alles waren für ihn Nebenfachen. Wie ihn die gütige Natur erschaffen, in puris natura-libus, ergreift er schnell die Jagoflinte, will schnell ein Fenster öffnen, aber, o wehe! sie

sind alle zugefroren. Unser Jägersmann ift schnell entschlossen; er springt zur Thüre hinaus, faßt Posio, zielt, drückt, und paff! zappelt der arme Hungerschlucker im Schnee. Mit Blipeeschnelle eilt unser Jäger auf den erlegten Fuchs, um ihn ins Haus zu nehmen; allein der Fuchs, nur verwundet, springt auf und macht sit aus und draus. So wenig ein Tiger sein Opfer herausgiebt, so wenig läßt ein eifriger Jäger seine Beute fahren. Unser Jägersmann, nacht und bloß wie ein Hottentotte, springt dem Fuchs über Stock und Schneehaufen treu und eifrig nach und durch Schneehaufen treu und eifrig nach und das Alles bei einer Kälte von 10 Grad. Nach langem Umherjagen mußte endlich der vers

wundete Fich's beim Anbruch bes Morgens in der Nähe des Pfarrdorfes seinem Verfol= ger unterliegen. Er schlägt ihn mit dem Roben vollends zu Tod, packt ihn auf die Schultern und ist gewiß schnell nach Saufe gesprungen? Nein, er legte oft seine Bürde ab und machte sogenannte Schneekindlein. Der Leser mag errathen wehwegen, ob wegen Frost oder Hipe. Die gange lustige Geschichte ware nicht bekannt geworden, würden nicht diese Schnee= kindlein die Spur verrathen haben und hätten nicht einige Weiber, die früh aufgestanden waren, um in die Frühmesse zu gehen, Lärm gemacht, indem fie beim Unblid des tollen Jägers Zeter und Mordio geschrien, als ob der Teufel ins Dorf einbrechen wolle.

Lustige Historien und scherzhafte Einfälle.

Vor alten Zeiten stand am Rathhause zu Gotha folgende Inschrift:

Wo ber Bürgermeister schenket Wein, Die Fleischhauer mit im Rathe sein, Und der Bäcker wiegt das Brod, Da leidet die Gemeinde Noth.

Ein Dorfgeistlicher fand eine benachbarte Bäuerin beständig beschäftigt, auch selbst des Morgens ganz früh, wenn er einmal zufällig sehr zeitig aufgestanden mar.

Einst sagte er daher zu ihr: Aber, liebe Frau, wann ruht sie denn? Ich glaube, sie arbeitet Tag und Nacht und legt sich nie zu Bette.

"Ja, Herr Pfarrer!" antwortete sie, "man würd's auch nicht aushalten können, wenn nicht noch das Bischen Kirchenschlaf wäre."

Bei einem Brande in Berlin hatten sich mehrere Feuerlöschleute in eine nahe gelegene Schenke geset, um sich von den Strapazen durch einen Trunk Bier zu stärken. Ein Polizeibeamter trat herein und fuhr sie mit harten Worten an: "Hier sitt ihr Faullenzer! Heißt das sprițen? Deißt das Feuerleitern anlegen? Heißt das Menschen retten?" "Na, Herr," antwortete einer der Leute, "das heißt böschen!"

Ein zu Pferde Ressender langte auf einem Berge an, an dessen Fuße er einen Sumpf bemerkte. "Ift es sest im Grunde?" fragte er den ihn als Führer begleitenden Bauern. "Ganz sest", erwiederte dieser. Kaum kam der Fremde ins Thal herunter, so sank er bis an den Bauch des Pferdes in Schlamm. "Hallunke"! rief er dem Bauer zu, "habe ich dich nicht gestragt, ob es im Grunde sest seit; aber der Herr ist noch lange nicht auf dem Grunde."

Eine Frau, beren Mann verreist war, schrieb an diesen einen sehnsüchtigen Brief, worin unter Anderm die Stelle vorkam: "Du sehlst mir überall. D, wärest Du schon wieder hier! Ich benke nur an Dich, und so oft ich Abends und Morgens in's Zimmer trete und Deinen Schlafrock hängen sehe, wünsche ich, Du hingest da" — 20.

Ein Knabe kam eben aus dem Schulhause, als er vor demselben ein Fuhrwerk mit einem elendiglich abgemägerten Pferd stehen sah und sogleich auf die Seite sprang. Dummer Bube, rief ihm der Fuhrmann zu, was springst du so auf und davon, als ob dir das Pferd alle Rippen entzwei schlagen wolle; es schlägt nicht. D, antwortete der Knabe, das fürcht' ich auch nicht — aber das Umfallen.